

Gymnasiale Selbsthilfe tut not

Von Suitbert Gammersbach OFM, Hürtgenwald-Vossenack

I. GRUNDSCHULMETHODIK HEUTE

In die Eingangsklasse des Gymnasiums (Sexta) kommen ungleich mehr als zu unserer Jugendzeit unkonzentrierte, aber dennoch hochsensibilisierte, kommen ungleich mehr verspielte, aber dennoch äußerst reaktionswache Kinder. Die heutige Grundschule hat der Volksschule alter Prägung den Abschied gegeben. Es wird weniger geübt in den Grundrechenarten, dafür wird umso mehr mit Mengen gespielt, es werden weniger Rechtschreibediktate gemacht, dafür wird umso mehr gemalt. Gewiß, das sind für diesen Fall überspitzt formulierte Feststellungen; insgesamt jedoch dürften diese Feststellungen ziemlich genau die heutige Richtung der Grundschulmethodik noch — es gibt bereits Anzeichen einer Tendenzwende — charakterisieren. Die heutige Grundschulmethodik des Lernens durch das Spiel hat ihre unverkennbaren Positiva; sie gibt Raum der kindlichen Kreativität, sie regt die kindliche Schaffensfreude überdies an. Und doch bleibt die Frage: Führt diese Spielmethode in der Breite, wie sie heute betrieben wird, die Kinder an das heran, was sie, je älter sie werden, immer mehr erwartet, an das Arbeiten-Können? Schon die Frage so stellen, wie dies eben geschehen ist, löst den Unmut vieler sich modern fühlender Pädagogen aus. Aber ist es darum weniger wahr, daß unsere Kinder mit zunehmendem Alter in den Leistungsprozeß eingespannt werden? An einer zu erbringenden Leistung wird es auch in einer künftigen Gesellschaft kein Vorbei geben. Wird unsere Jugend bereits in der Grundschule darauf genügend vorbereitet? Ich bezweifle es. Freilich wird es sehr darauf ankommen, daß die Leistungsanforderungen heute wie morgen human bleiben.

Was heißt das im konkreten Grundschulalltag? Weniger Mengenlehre und mehr Einübung der Grundrechenarten, weniger Malen und mehr Rechtschreibeübungen würde unseren Grundschulern keine Gewalt antun, würde ihnen aber den Übergang zu den weiterführenden Schulen, insbesondere zum Gymnasium, erleichtern. Weil dies aber die Grundschule heute (noch) nicht (wieder) in wünschenswertem Umfang leistet, deshalb können wir Gymnasiallehrer die Sextaner nicht so nehmen, wie wir sie haben möchten, nämlich als hinreichend für das Gymnasium alter Prägung vorgebildete Schüler, sondern wir müssen sie nehmen, wie sie tatsächlich sind, als Schüler nämlich, die — verglichen mit unserer Jugendzeit — schulisch in manchen Lernbereichen unterentwickelt sind. Der Sextaner hat uns Gymnasiallehrern gegenüber das Recht, dort abgeholt zu werden, wo er steht. Seinen schulischen Standort hat oft mehr die ihn abgebende Grundschule — richtiger: die heutige Grundschulmethodik und Grundschuldidaktik — als er selbst zu verantworten.

II. DER PUNKTUELLE SENSIBILISIERUNGSEFFEKT DES FERNSEHENS

Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb G. Hauptmann das Sozialdrama „Die Weber“. Die Weber charakterisierte Hauptmann in der Regieanweisung zum ersten Akt so: „Es sind in der Mehrzahl flachbrüstige, hüstelnde ärmliche Menschen mit schmutzigblasser Gesichtsfarbe: Geschöpfe des Webstuhls, deren Knie zufolge vielen Sitzens gekrümmt sind.“ Was soll dieser Hinweis auf Hauptmanns „Weber“? Viele unserer Kinder sind Geschöpfe des Fernsehens und der in Schultaschen zu findenden Comic-Strips. Wie der Webstuhl die Weber krümmte, so hat das Fernsehen — Tag um Tag stundenlang eingeschaltet und angestiert — viele Kinder, von Natur aus ohnehin schon neugierig und motorisch, noch sprunghafter im geistigen Sinn gemacht. Man nennt das Fernsehen zuweilen abschätzig „Flimmerkiste“. Diese „Flimmerkiste“ mit ihrer ständig wechselnden Dauerberieselung ist in vielen Familien das moderne Kindermädchen, das sich heute jeder Haushalt leisten kann. Ein Kind, das im Vorschulalter und in den ersten Schuljahren Tag für Tag der Dauerberieselung des Fernsehens ausgesetzt ist, kann nicht anders als nur punktuell aufmerksam sein. Vor allem aber wird ein solches Kind mehr und mehr vergeßlich werden; auf Vergeßlichkeit hin wird es geradezu in systematischer Weise trainiert. Gefördert wird das Kind hingegen — das ist die Kehrseite — im raschen, aber nur oberflächlichen Erfassen des Geschehens. Unsere Schüler, besonders die der Unterstufe, sind übersensibilisiert und von heller Reaktionswacht, aber sie sind es — und das ist es, was uns Gymnasiallehrern im Unterricht so große Sorgen macht — nur für wenige Augenblicke. Diese Kinder haben keinen Deut weniger guten Willen, als wir früher hatten, aber sie sind, nicht was momentane Aufmerksamkeit, wohl aber was Stetigkeit und Gedächtnistreue angeht, weniger leistungsfähig, als wir es früher waren.

III. DER LEISTUNGSDÄMPFENDE EFFEKT DER LUXUSGESELLSCHAFT

Einen weiteren Gesichtspunkt, der mir zum Verstehen unserer Schüler bis hin in die Oberstufe wichtig erscheint, sollte man nicht übersehen. Wir leben (noch) in einer Überfluß-, in einer Luxusgesellschaft. Unsere Schüler haben anders als ihre Eltern und Lehrer keine harten Notzeiten durchgemacht; statt dessen sind sie — das ist wiederum nicht ihre Schuld — mit Luxus (von Eiscrème über ständig neue Spielsachen bis hin zu teuren technischen Geräten) verwöhnt worden. Mit Luxus glaubte man das Wohlverhalten der Kinder erkaufen zu können. Es liegt auf der Hand, daß dieses Vorhaben pädagogisch mißlingen mußte. So sind diese Kinder mehr verzogen als erzogen worden. Verhätschelte Kinder finden nur müh-

sam zu einer Arbeitshaltung. Diesen Kindern ist zuviel an Genuß und Bequemlichkeit ohne eigene Anstrengung regelrecht nachgeworfen worden. Ein Lehrer muß an solchen Schülern leiden, die seit früher Kindheit an den schnell erreichbaren Augenblickserfolg gewöhnt wurden, die aber zuwenig lernten zu verzichten, zu warten und sich selber zu mühen, um einen Erfolg zu erringen. Diesen Kindern blieb weithin das versagt, was jeder Mensch zur geistigen Entfaltung braucht: Herausforderungen, Provokationen im positiven Sinn.

Viele dieser durch Überfluß geschädigten Kinder besuchen das Gymnasium. Seit Jahren hält der Zustrom aus der Grundschule auf das Gymnasium fast unvermindert an. Jeder Schüler, der nicht ausdrücklich als „nicht geeignet“ für das Gymnasium von der Grundschule eingestuft wird, muß, sofern der Platz reicht, von einem öffentlichen Gymnasium aufgenommen werden. Die Privatschulen haben hier einen größeren Spielraum für eine eigene Entscheidung bei der Aufnahme. Den Privatschulen kann man nur raten, diesen Spielraum, dessen Grenzen in Art. 7 des Grundgesetzes abgesteckt sind, verantwortungsbewußt zu nutzen.

Vor Jahren hat G. Picht die Parole ausgegeben: Die Bundesrepublik hat im Vergleich mit anderen Industrienationen zu wenig Abiturienten. Diese Parole hat inzwischen ihre Wirkung so getan, daß wir heute gezwungen sind, mit Hilfe eines Numerus clausus die vielen Abiturienten vor den Toren der Hochschulen zu sortieren und zu kanalisieren, ohne aber dabei auf Dauer das Heranwachsen eines akademischen Proletariats wirksam verhindern zu können.

IV. NIVELLIERUNGEN IM HEUTIGEN SCHULWESEN

Da die Hauptschule bis heute das Vertrauen weiter Teile der Bevölkerung als eine der Realschule und dem Gymnasium vergleichbare Fortbildungsmöglichkeit nicht erringen konnte und sie — leider und ungerechterweise! — statt dessen manchmal als eine Art besserer Hilfsschule gilt, so wird für das Gymnasium immer drängender die Frage, ob es an seinem eigenen Wachstum zugrunde geht. Es ist dies eine in letzter Zeit wiederholt diskutierte Frage. Senkt das Gymnasium von sich aus, um möglichst viele der aufgenommenen Schüler zu halten, grundsätzlich sein Leistungsniveau, so höhlt sich das Gymnasium von innen selber aus. Senkt das Gymnasium nicht das Niveau und sibt es Schüler in verhältnismäßig großer Anzahl aus, so ist dies genau das, was heute die Tendenzen zur Einheitsschule hin, das ist die Gesamtschule, fördert. Das Gymnasium befindet sich heute in einem echten Dilemma.

In dieser Situation müssen wir Gymnasiallehrer eine Tatsache zur Kenntnis nehmen, die die obersten Schulbehörden, genauer die Bildungspolitiker, zu verantworten haben: die systematisch Schritt um Schritt herbei-

geführte Nivellierung im Schulwesen. Ich halte diese Nivellierung nicht nur für bedenklich, sondern schlicht für falsch. Die Vereinheitlichung der Lehrerausbildung verschiedener Schulformen, die Angleichung der Stundentafeln von Hauptschule, Realschule und Gymnasium, der Hausaufgabenenerlaß des Kultusministers von NRW vom 2. 3. 1974, der unterschiedslos für die Klassen 1 bis 10 aller Schulformen gilt und für die Schüler des Gymnasiums keine Minute mehr Arbeitszeit als für die Schüler der entsprechenden Klassen der Hauptschule zuläßt, die feste Absicht, dem Gymnasium in einigen Bundesländern die 5. und 6. Klasse durch die Einführung der ausschließlich schulformunabhängigen Orientierungsstufe zu nehmen, die Versuche, die gymnasiale Oberstufe mit den Berufsbildenden Schulen zur Kollegschule als Fortsetzung der Gesamtschule zu integrieren oder auch die Vereinheitlichung der Lehrbücher der bisher noch verschiedenen Schulformen, all das führt insgesamt — wiewohl diese Maßnahmen im einzelnen eine differenzierte Betrachtung und Bewertung verdienen — zu einer Gleichmacherei.

Unsere Schüler, das hebe ich auch hier wieder eigens hervor, haben diese Entwicklung nicht zu verantworten. Wir Gymnasiallehrer können aber auch nicht so tun, als ob es diese Entwicklung gar nicht gäbe und rigoros an den bisherigen Leistungsmaßstäben festhalten. Tun wir es dennoch, dann betreiben wir das Geschäft derer, die die schulische Substanz des Gymnasiums — die gibt es noch! — in einem schulischen Einerlei unterbuttern wollen.

V. SCHARFMACHEREI HILFT NICHT

Was ist zu tun? Wir Gymnasiallehrer sind in einer äußerst schwierigen Lage. Uns selbst zu bemitleiden hilft zu nichts. Im Gegenteil: Wir machen uns unser Lehrerdasein so noch schwerer, als es ohnehin schon ist. Auch Scharfmacherei hilft zu nichts; die kann sich allzu schnell als einen Schuß erweisen, der nach hinten losgeht. Was wir Gymnasiallehrer brauchen, ist Besonnenheit. Das heißt zunächst einmal die Frage stellen: Warum ist die heutige Jugend so, wie sie ist? Eine ehrliche Antwort auf diese Frage lehrt uns, die Jugend weithin zu verstehen. Wir werden diese Jugend nicht vorschnell verurteilen. Verstehen heißt nicht global gutheißen, verstehen aber heißt, ich gebe die Hoffnung für diese Jugend nicht auf.

Mehr noch als die Besonnenheit brauchen wir Gymnasiallehrer die Geduld mit unseren Schülern und mit uns selbst. Wir können nicht die gleichen strengen Maßstäbe schulischer Forderung an Gedächtnistreue, Konzentrationskraft, Arbeitseinsatz anlegen, die an uns in der Gymnasialzeit angelegt wurden. Also kapitulieren? Nein! Nach wie vor müssen wir daran festhalten, daß von einem Gymnasiasten höhere Leistungen gefordert werden müssen als von einem Real- und Hauptschüler. Das Gymnasium muß

eine Leistungsschule bleiben wollen — allen bildungspolitischen Gleichmachern zum Trotz. Wir dürfen uns nicht scheuen, das unmißverständlich in der Öffentlichkeit zu bekennen. Aber unsere Anforderungen müssen maßvoll bleiben. Das ist meines Erachtens schwerlich der Fall, wenn die gesetzlich zulässige Versagerquote in Klassenarbeiten fast durchgehend erreicht (und wiederholt auch noch überschritten) wird. Stellen sich solche Ergebnisse regelmäßig ein, dann übersteigen, die Vermutung liegt nahe, die Anforderungen der gestellten Aufgabe die Kräfte eines Schülers von mittlerer Leistungsfähigkeit; und das sollte nicht sein. Es gibt natürlich auch andere Gründe: Der Stoff wurde nicht gründlich genug eingeübt — auch Lehrer machen Fehler —, die Klasse agiert bewußt leistungsdrückend. Daß es letzteres gibt, wissen wir alle. Als Lehrer muß ich mich dennoch fragen: Wie kann ich meiner Klasse oder meinem Kurs, ohne Ausverkauf zu betreiben, zu einem Erfolgserlebnis verhelfen?

VI. LEHRERSELBSTHILFE TUT NOT

Der Lehrer als Initiator zu einem stärkeren Leistungswillen seiner Schüler: Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan. Wenn man bedenkt, daß viele Eltern vor der Erziehung ihrer Kinder frühzeitig kapituliert haben, daß das Gymnasium in seiner Substanz trotz gegenteiliger Beteuerungen der obersten Schulbehörden mehr und mehr durch Angleichung an Real- und Hauptschule ausgehöhlt wird und wenn man dann noch von einem Gymnasiallehrer fordert, das Leistungsniveau des Gymnasiums unverkürzt zu halten, so gleicht das für den Gymnasiallehrer einem Balanceakt, der nicht gelingen kann. Wir Gymnasiallehrer sollten, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht erst auf Hilfe seitens der Behörde warten. Fairerweise muß gesagt werden, daß die oberste Schulbehörde wie auch die untergeordneten Behörden ihrerseits unter dem Druck der Zeitumstände stehen. Diese Zeitumstände, die ich versuchte skizzenhaft zu analysieren, sind Fakten.

Konkret heißt das: Unsere Anforderungen, wenn dies immer sinnvoll ist, zu senken, um sie zu anderer Zeit wieder zu steigern. Statt dessen kann es auch geraten sein, den Stoff sinnvoll zu beschränken, um mehr Zeit zu gewinnen im Üben des Stoffes, auf dessen Durchnahme nicht verzichtet werden kann. Möglichkeiten, den Stoff im Sinne einer Schwerpunktbildung zu beschränken, sind von Fach zu Fach sicher verschieden. Gewaltlösungen sind pädagogisch und auch methodisch unverantwortbar, aber einen Spielraum zur Stoffbeschränkung gibt es in jedem Fach. Wir sollten Mut haben, diesen Spielraum zu nutzen. Wir Lehrer — und da sollten wir den Gesetzgeber beim Wort nehmen — sind, was Thematik und Umfang des Stoffes angeht, auf „Richtlinien“, und weder auf Maximal- noch auf Minimallehrpläne verpflichtet. „Richtlinien“ schließen ihrem Wesen

nach Willkür aus, aber sie gewähren die Freiheit zur Auswahl. Wir dürfen, was die Stoffbeschränkung und die Leistungsforderungen an die Schüler betrifft, flexibler werden, als wir gemeinhin sind; grundsatzlos werden dürfen wir nie.

VII. DER BALANCEAKT DES LEHRERS

Was ich hier vorgetragen habe, will ich nochmals im Bilde zeichnen. Der Gymnasiallehrer als Seiltänzer in der Manege; das Publikum im Zirkusrund, das ist die Öffentlichkeit, schaut ihm zu. Der Balanceakt, den der Lehrer von Berufs wegen vollzieht, kann mit Wahrscheinlichkeit nur dann gelingen, wenn die Anteile von Sicherheit und Risiko richtig verteilt sind. Wir Lehrer müssen zur Zeit die Anteile des Risikos mit Augenmaß so mindern, daß unser Balanceakt nicht zu einem Absturz führt und daß wir andererseits doch in unserem Seiltanz die gymnasiale Klasse behaupten. Auch bei Minderung der Risikoanteile bleibt unser Kunststück immer noch schwierig genug.

Ein gymnasiales Harikiri sollte nicht stattfinden.

Schule und Vorverlegung der Volljährigkeit

Von Suitbert Gammersbach OFM, Hürtgenwald-Vossenack

I. DIE SCHULE STEHT VOR NEUEN PROBLEMEN

Die Auswirkungen der gesetzlichen Vorverlegung der Volljährigkeit von der Vollendung des 21. auf das 18. Lebensjahr sind mit Sicherheit für die alltägliche Schulwirklichkeit folgenreicher, als wir es im Augenblick noch übersehen können. Das ist Grund genug, sich über diese Auswirkungen und unsere Reaktion darauf Gedanken zu machen. Genauer betrachtet, kann es sich nicht nur um eine Reaktion der Schule auf die durch die Vorverlegung der Volljährigkeit entstehenden Probleme handeln, vielmehr sollte die Schule, soweit dies möglich ist, die sich ergebenden Probleme vorweg in den Griff zu bekommen versuchen. Vorab mache ich dieses Eingeständnis: Ich habe keine Rezepte für Problemlösungen bereit. Wohl möchte ich Wege zur Lösung der anstehenden Probleme zeigen. Ob die Wege gangbar sind, wird jede Schule überlegen und prüfen müssen.